

(Nachdruck verboten.)

7 Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

„Ich weiß, o, ich weiß!“ rief Käthe, noch auf dem Stuhl stehend und in die Hände klatschend. „Sie aß einen gebratenen Apfel und ging durstig zu Bett und träumte, daß ihr jemand 'nen Trunk Wasser brachte, und das war der, den sie zum Manne bekommen sollte — nicht?“

„So ist's, Mädchen!“

Cäsar hatte die Augen vom Buch erhoben und zugehört; jetzt schrie er: „Dann fort damit, sag' ich. Es ist alles nur Teufelswerk, und die, die's erzählen, sind mit ihrem Aberglauben nichts als Abtrünnige und Widerspenstige. Es schickt sich nicht für ein christliches Haus, und ich will nichts mehr davon hören.“

Grannie hielt mit Striden inne, steckte sich die Nadel ins Haar und sagte: „Du lieber Himmel, Vater! Tom meint's nicht böse.“ Sie sah nach der Uhr und stand auf. „Doch es ist Zeit, das Haus zu schließen. Gute Nacht, Tom! Gute Nacht, alle mitammen! Gute Nacht!“

Phil und Pete standen ebenfalls auf. Pete ging nach der Thür und stellte sich, als ob er hinausfähe, dann kam er wieder zu Käthe zurück und flüsterte: „Komm und suche Dich loszumachen — draußen ist einer, der Dich erwartet.“

„Daß ihn warten,“ sagte das Mädchen, aber es lachte und Pete wußte, daß sie kommen würde. Dann wendete er sich zu Philipp.

„Ein Wort insgeheim, Philipp,“ sagte er, nahm ihn beim Arme und ging mit ihm zum Hause hinaus und nach dem Hofe.

„Also, gute Nacht, Grannie,“ sagte Mr. Jolley, im Begriff, ihnen zu folgen. „Ja, ja — wenn ich noch so jung wäre wie Euer Onkel da, Mr. Quilliam, ich ginge in die weite Welt.“

„Onkel!“ knurrte Tom, sich erhebend. „Ich hab' keinen Onkel, sonst würde er mich nicht am Hungertuch nagen lassen. Er läuft wieder einmal dem Phil Christian nach, der's ihm angethan hat.“

Nachdem alle fort waren, fing Grannie an, ihr Geld zu zählen. „Was die Elfen betrifft — eins, zwei, drei — so mag's sein, wie Cäsar sagt — vier, fünf — doch ist's jedenfalls sicherer, sich freundlich gegen sie zu erweisen.“

„Gewiß,“ sagte Nancy Zoe, „ein Krug frisch Wasser und ein paar gute Worte vor Schlafengehen am Allerheiligsten-abend schaden keinesfalls was — nein, sicherlich nicht.“

Draußen im Hof vor dem Stall konnte man jetzt hören, wie sich des schwarzen Tom und Jonaique Jellys Fußtritte auf der Straße entfernten. Der Mond war spät aufgegangen und stand, rot wie eine Abendsonne, im Südosten über dem Hügel. Pete keuchte und pufete, als ob er um die Wette gelaufen wäre.

„Rasch, Junge, rasch!“ flüsterte er. „Käthe wird kommen. Doch erst noch ein Wort. Willst Du mir einen Gefallen thun, Phil?“

„Und welchen?“ fragte Philipp.

„Mit dem alten Mann für mich sprechen, während ich hier mit dem Mädchen rede.“

„Worüber?“ fragte Philipp.

Doch Pete folgte nur seinem eignen Gedankengang. „Mit dem lieben Engel selbst steht es gut, der Alte aber ist hart. Sprich für mich, Phil; Du hast das feine Englisch in der Gewalt.“

„Was aber soll ich ihm sagen?“ fragte Philipp wieder.

„Sag, ich sei wohl ein etwas armseliger Bursche, doch keineswegs schlecht. Streich mich heraus, sing mein Lob. Sag, ich würde krenzbrav sein; das hab' ich mir auch vorgenommen. Er braucht nur „Ja“ zu sagen, und ich werde so stark und willig und arbeitsam und ausdauernd sein, wie man's noch nie erlebt hat.“

„Aber Pete, Pete, Pete, weshalb soll ich ihm denn das alles sagen?“

Pete hörte auf zu pusten und zu keuchen. „Weshalb? Nun, wegen des Mädchens, natürlich . . .“

„Des Mädchens?“ rief Philipp.

„Was denn sonst?“ sagte Pete.

„Der Käthe? Soll ich Käthens wegen für Dich mit dem Vater sprechen?“

Philipp's Stimme schien ganz aus der Tiefe der Brust zu kommen.

„Ist Dir der Auftrag zu schwer, Phil?“

Eine kurze Stille entstand. Das Blut war Philipp ins Gesicht gestiegen, auf seiner Stirn hätte man die seltsamsten Gedanken lesen können; aber die Dunkelheit verbarg es. „Ich habe das nicht gesagt,“ stammelte er.

Pete faßte Philipp's Bögern irriterweise als stillschweigende Bestätigung seiner Unwürdigkeit auf.

„Ich weiß, daß ich nur eine Art Taugenichts bin,“ sagte er.

„Doch, Phil, Du glaubst nicht, wie schrecklich ich das Mädchen liebe. Der Gedanke an sie läßt mir keine Ruhe. Ich kann weder nachts schlafen, noch bei Tage richtig arbeiten. Alles erinnert mich an sie, alles ruft mir ihren Namen zu. „Käthe!“ ruft's aus dem Meere, „Käthe!“ ruft's aus dem Wasser des Flusses — aus den Bäumen — dem Fenster! „Käthe!“ und immer nur „Käthe!“ Ich kann's nicht mehr aushalten! Ich liebe das Mädchen über alle Begriffe, Phil — und Phil, das ist wirklich wahr!“

Pete schwieg, aber Philipp rührte sich nicht.

„Es ist schwer, mich zu loben — o, ich weiß es recht gut,“ sagte Pete, „ich habe sie aber gekannt, als sie noch ein ganz kleines Ding in Armeelschürzen und ich schon ein derber Junge war, der die ersten Hosen anhatte; da haben wir in der Schlucht zusammen Blondin gespielt.“

Noch immer sprach Philipp nicht. Er klammerte sich mit zitternden Fingern fest an der Mauer des Stalles und rang nach Fassung. Pete scharrte mit den Füßen auf den Pflastersteinen herum und murmelte mit fast brechender Stimme: „Sprich für mich, Phil. Nur Du kannst es thun. Du hast die rechte Art, die Dinge zu sagen und ihnen ein Ansehen zu geben. Ich würde im Augenblick rein verloren sein, wenn ich's für mich selbst thäte. Sprich für mich, alter Junge! Willst Du nicht, wie?“

Doch Philipp war still. Er gab sich alle Mühe, den Klumpen hinunter zu würgen, der ihm im Halse steckte. Er hatte auf einmal sein Herz erkannt, und beim Lichte von Petes Bekenntnis sein eignes Geheimnis entdeckt. Das Mädchen aufzugeben war schwer; für Pete um sie anzuhalten, war jedoch noch etwas andres. Petes Herzensjammer rührte ihn aber. Die Mehle wurde ihm endlich wieder frei und seine Finger lösten sich von der Wand.

„Ich will's thun,“ sagte er, doch klang es fast wie Schluchzen.

Seine Erregung drohte ihn zu übermannen, wie die Flut den Damm durchbricht. Um sie zu verbergen, wollte er rasch fort gehen, aber Pete ergriff ihn bei der Schulter und blickte ihm in der Dunkelheit scharf ins Gesicht: „Du willst es doch thun!“ sagte Pete mit einem Ausschrei der Freude; „dann ist's so gut wie erreicht. Gott segne Dich, alter Junge.“

Philipp machte sich von ihm los. „Still, es ist nichts,“ sagte er mit tapferem Herzen und brach dann in eine Lache aus, die fast wie Weinen klang. Er hätte nicht weiter reden können, ohne daß ihm die Stimme versagte. Da fiel auf einmal vom Hause her ein Lichtstrahl auf beide und eine unterdrückte Stimme rief: „Pete!“

„Sie ist es,“ flüsterte Pete. „Sie kommt! Sie ist da!“

Philipp sah sich um und erblickte Käthe in der Thür zur Milchammer. Die liebliche junge Gestalt hob sich wie ein Schattenriß vom Lichte hinter ihr ab.

„Ich gehe,“ sagte Philipp und steuerte langsam auf das Haus zu, aus dem das Mädchen nun trat.

Pete folgte ihm ein paar Schritte weit, indem er Käthchen entgegen ging. „Pit, Phil!“ flüsterte er. „Sage dem Alten, ich würde regelmäßig früh und abends in die Kapelle und auch in die Sonntagschule gehen — und pit! — daß ich mich mit allem Fleiß übe, das Harmonium spielen zu lernen.“

Philipp schlich sachte durch die Milchammer zurück in das Haus, machte die Thür hinter sich zu und ließ Käthe und Pete beisammen.

VII.

Die Küche der Mants-Jee war jetzt von dem Duft der in der eignen Lufe gebratenen Heringe erfüllt; das Del tröpfelte mit Knistern und Brasselns ins Feuer herab.

„S ist ein weiter Weg zurück nach Vallure, Mrs. Cregeen,“ sagte Philipp, den Kopf zur Thür hineinstreckend. „Darf ich vielleicht zum Abendessen bleiben?“

„Gewiß, Sie sind uns willkommen,“ sagte Cäsar, sein großes Buch auf die Seite legend; Nancy Zoe versicherte daselbe, indem sie ihre hohe Stimme merklich herabstimmte, und auch Grannie sagte: „Herzlich willkommen, wenn Sie's nicht zu gering achten und mit uns fürlieb nehmen. Kartoffeln und Heringe, Mr. Christian; das richtige Mantsessen. Hebe den Topf vom Feuer weg, Nancy.“

„Nun, und ist er nicht selber ein Mantsmann, Mutter?“ fragte Cäsar.

„Natürlich bin ich das, Mr. Cregeen,“ rief Philipp laut auslachend. „Wenn ich's nicht wäre, wer denn?“

„Und Mantsmann oder nicht, weshalb sollt' er die Nase rümpfen, wenn es solche Heringe zu essen giebt,“ sagte Nancy. Sie setzte gerade eine Schüssel voll auf. „Wo findet er ihresgleichen? Nicht in England drüben, dafür stehe ich.“

„Nein, wahrlich nicht,“ sagte Philipp, noch immer ohne Ursache lachend.

„Und wenn sie sie auch hätten, würden die armen dummen Kerle sie doch nicht zu kochen verstehen.“

„Auf keinen Fall, Nancy,“ sagte Grannie und schüttelte die Kartoffeln in einem Haufen auf den bloßen Tisch. „Wir haben dreimal Kartoffeln und Hering des Tages und alle Ursache, dankbar dafür zu sein; nur sollten wir uns darob nicht überheben.“

„Bitte den Herrn, sich herzusetzen, Mutter,“ sagte Cäsar. „Rücken Sie 'ran, Herr, rücken Sie 'ran. Hier ist Ihre Schüssel mit Buttermilch. Messer und Gabel, Nancy. Wir selbst sind nicht Leute, die Messer und Gabel brauchen, wenn sie Heringe essen, Herr. Und einen Teller für Mr. Christian, Mädchen. Ein Gentleman ist einen Teller gewöhnt. Nun essen Sie, und nochmals willkommen — doch, wo ist Ihr Freund?“

„Pete? O, der ist nicht weit weg.“ Indem er dies sagte, unterbrach Philipp sein Lachen, um Grannie und Nancy Zoe verständnisvoll anzublinzeln.

Cäsar, der eine zur Hälfte geschälte Kartoffel zwischen den Fingern hielt, sah sich rundum. „Und Rätke? Wo steckt denn das Mädchen?“ fragte er.

„Sie ist auch nicht weit weg,“ sagte Philipp, mit heftigem Augenzwinkern. „Doch unbesorgt, Mr. Cregeen. Die beiden brauchen kein Abendbrot; sie nähren sich mit etwas noch köstlicherem als Heringen.“

Dabei lachte er von neuem, um den Krampf in seiner Kehle zu ersticken.

Cäsar wollte eben ein Stück Hering, das er zwischen Daumen und Zeigefinger hielt, zum Munde führen. „Haben Sie etwas gesagt?“ fragte er, den Kopf erhebend.

Philipp lachte jetzt unmäßig. Es war eine Erleichterung, den Aufruhr seines Innern durch Lachen zu übertäuben.

„Himmel! Was geht mit dem Burschen nur vor?“ dachte Grannie.

„Ist er von einem tollen Hunde gebissen worden?“ dachte Nancy.

„Ob ich etwas sagte?“ rief Philipp. „Freilich hab' ich etwas gesagt. Ich bin deshalb hergekommen. Bin gekommen, für Pete zu sprechen. Er liebt Ihre Tochter, Cäsar, möchte sie gern heiraten und bittet um Ihre Einwilligung.“

„O, lieber Himmel!“ schrie Nancy Zoe.

„O, du Gerechter!“ murmelte Grannie.

„Peter Quilliam?“ sagte Cäsar. „Sagten Sie Peter?“

„Zawohl, Mr. Cregeen, Peter Quilliam,“ sagte Philipp tapfer. „Mein Freund Peter, ein rauher Geselle vielleicht und ohne viel Bildung, aber das beste Herz auf der Insel. Also, bitte, Cäsar, heraus mit dem Jawort, und machen Sie die jungen Leute glücklich.“

Ueber das letzte Wort konnte er kaum hinweg, doch ermannte er sich bei Cäsars forschendem Blick.

„Aber ich habe den Burschen ja von der Straße auf-gelesen, wie man zu sagen pflegt.“

„Ja wohl, Mr. Cregeen, gewiß. Ich war immer der Meinung, daß Sie ein scharfsichtiger Mann wären. Was sagen Sie dazu, Grannie? Weiß Cäsar einen vielversprechenden Menschen zu erkennen, wenn er ihn sieht, he?“

Er winkte Grannie wieder schlau mit den Augen zu, und sie erwiderte: „Je nun, es läßt sich gegen beide nichts einwenden.“

Cäsar saß so gerade da wie eine Hebamme und schaute so verdrießlich drein wie ein bassanischer Gänserich.

„Und als er damals fortging, war er unverschämt und unehrerbietig gegen mich.“

„Aber der Junge meint' es nicht böse, Vater,“ beschwichtigte Grannie. „Und hatt'st Du ihn nicht erst selber die Thüre gewiesen?“

„Daß jeden Vogel seine eignen Eier ausbrüten, Mutter; es wird Dir besser anstehen,“ sagte Cäsar. „Ja, ja, er redete in der Sprache des Satans und mit der Frechheit der Sünde.“

„Pete? rief Philipp ungläubig. „Aber er hegt über Sie keinen Gedanken, der nicht im Gebetbuche steht.“

Cäsar schnaufte: „Nicht? Dann hat er daraus wohl auch sein Fluchen gelernt.“

„Ach was, Fluchen,“ sagte Nancy Zoe über den Tisch herüber, „s ist ein richtiger, wackerer Bursch, und Ihr habt keinen zweiten gehabt, der sich ihm vergleichen ließe.“

Cäsar drehte sich nach ihr um und sagte streng: „Wo Gänse sind, ist auch Schmutz, und wo Weiber sind, giebt's Geschwäg.“ Dann sich zu Philipp wendend, sagte er im Tone spöttischer Unterwürfigkeit: „Und ich darf mir eine Frage herausnehmen, die eine Sache betrifft, die man allgemein zu erwägen pflegt — wie groß ist sein Vermögen?“

Philipp fiel auf seinen Stuhl zurück. „Vermögen? Nun, ich glaubte doch nicht, daß Sie . . .“

„So?“ sagte Cäsar. „Wir sind doch keine Kinder Israels, denen zweimal des Tags in der Wüste Manna vom Himmel fällt. Wenn es auch nur Kartoffeln und Heringe sind, so brauchen wir unser Essen doch dreimal des Tags, wie Sie wissen.“

Wie sehr sich Philipp auch anstrengte, das Gefühl zurückzudrängen, empfand er doch große Erleichterung. Das Schicksal selbst trat dazwischen. Das Mädchen war nicht für Pete bestimmt. Zum erstenmal, seit er in die Küche zurückgekehrt war, atmete er wieder voll und frei. Dann aber kam der Stachel des Gewissens. Er war gekommen, für Pete zu sprechen, und es galt, seine Pflicht treu zu erfüllen. Er durfte nicht nachgeben, er mußte alle Mittel der Bemunft und Ueberredung erschöpfen, die ihm zu Gebote standen. Zuletzt versiel er auf den kühnen Gedanken, Cäsars Widerstand durch das Bibelwort zu überwinden.

„Aber bedenken Sie doch, was die heilige Schrift sagt, Mr. Cregeen: „Sorget nicht für den andern Morgen“ . . .“

„Das war, was Johnny Ripplighly sagte, Mr. Christian, als er über Nacht Feuer in meinem Brennofen machte und meinen Hafer verbrannte, ehe der Morgen kam.“

„Es heißt aber doch: „Sehet die Lilien“ . . .“

„Ich habe sie angesehen; gleichwohl muß ich arbeiten und Mutter muß spinnen.“

„Und ist Pete etwa nicht fähig, auch mit zu arbeiten?“ sagte Philipp tapfer. „Niemand kann das besser auf der ganzen Insel als er; er hat keinen trägen Knochen im Leibe und wird sich überall seinen Lebensunterhalt verdienen.“

„Und was ist denn jetzt sein Erwerb?“ fragte Cäsar.

Philipp suchte nach einer Antwort, dann sagte er: „Nun, jetzt ist er allerdings nur bei mir im Boot, Mr. Cregeen.“

„Und was verdient er dabei? Essen und Trinken und ein paar Groschen, nicht wahr? Und wenn Sie eines schönen Tages Ihr Boot wieder verkaufen und nach England hinüber gehen, wo bleibt er dann? Da kann das Mädchen lieber gleich jemand heiraten, der so arm ist, wie man auf die Welt kommt.“

„Aber Du brauchst doch selbst eine Hilfe, Vater,“ sagte Grannie, „ja, wirklich, die brauchst Du, und Zeit für die Kapelle obendrein und eine Stütze für die alten Tage.“

„Gieb dem Jungen mit dem Mädchen auch noch die Mühle, nicht wahr?“ sagte Cäsar. „Nein, ein solches Schaf bin ich nicht. Ich hätte schon reiche Freier haben können, beim Himmel — Freier mit fünfzig Aekern und mehr, von dem Vieh noch gar nicht zu reden. Aber ich bedarf ihrer nicht. Der Herr hat mich genugsam gesegnet. Ich bin nicht dafür, den Schwanz eines fetten Ferkels mit Fett zu beschmieren.“

„Necht so, Cäsar,“ sagte Philipp, „recht so! Sie können sich's leisten, einen armen Mann zum Schwiegersohn zu nehmen, und da ist Pete . . .“

„Ich müßte schon durchaus einen Vogel haben wollen, wenn ich für eine Eule einen Heller geben sollte.“

„Der Junge meint's bei alledem gut“, jagte Grannie. „War er doch auch gegen seine arme Mutter so brav, o, es war herrlich.“

„Ich habe die Frau gekannt“, sagte Cäsar, „und ihr selbst eine Scholle ins Grab geworfen. Ein Brand, der aus dem Feuer gerissen worden, aber keine, die auf geradem Wege durh's Leben ging. Und was ist der Junge selbst? Ein namenloses Denkmal der Sünde. Ein Bastard — was sonst? Und das ist der Hase nicht, nach dem ich segle.“

(Fortsetzung folgt.)

Kleines Feuilleton.

y. Ein kommunistisches Idyll in der Berliner Wannsee.

Wer am Sonntagmorgens mit der Wanneseebahn dem Frühlingsspekt der „Neuen Gemeinschaft“ zustrebte, ohne mit den topographischen Verhältnissen der Villenkolonie Schlachtensee genügend vertraut zu sein, der wurde aus seinen Zweifeln über den einzuerschlagenden Weg gerissen, noch ehe der Zug in den Bahnhof einlief. Kurz vorher erblickt man nach dem See-Ufer zu ein ragendes Gebäude, das schon verschiedenen Zwecken gedient hat. Es war dort einmal ein Asyl für verwahrloste Mädchen. An die entschwindenden Tage eines andern Instituts erinnert die zwar oberflächlich weggetragte, aber noch leserliche Aufschrift: „Vegetarisches Familienheim“. Heute steht das stattliche, hotelartige Haus unter dem Wahrzeichen zweier Fahnen, die auf dem Dache lustig im Winde flattern: davon ist die eine wiesengrün, die andre dunkellila. Hier muß es sein. Und in der That finden wir uns in der Erwartung nicht getäuscht: seit dem Monat März hat die „Neue Gemeinschaft“ hier ihr Hauptquartier aufgeschlagen.

Eine buntgemischte Gesellschaft von etlichen hundert Köpfen findet sich allmählich in den Räumen der Gastgeber zusammen. Neben Künstlern mit wallender Nähne, Damen mit merkwürdigen, secessionistischen Gewändern sieht man Herrschaften, deren eigentliche Heimat wohl das Tiergartenviertel ist, das Haus und seine Umgebung durchwandeln, sich mit Kaffee, Kuchen und andren harmlosen Genüssen erquicken, Klavier- und Gesangsvorträgen, Deklamationen und nicht zu vergessen den Ausführungen der Herren Heinrich und Julius Hart und des Herrn Michalski über die Bestrebungen der „Neuen Gemeinschaft“ lauschen. Was die Tiergarten-Viertel hergeführt hat, ist schwer zu sagen: vermutlich die Erwartung eines besseren Ueberbrettl's oder gar die Sucht, sich, wie es denn auch geschah, mit bekannten Gestalten der Bohème zusammen für die „Woche“ photographieren zu lassen. Dem das eigentliche Ziel der „Neuen Gemeinschaft“ in ihrem neuen Heim kann jenen Leuten kaum besondere Sympathie einflößen.

Es handelte sich für die Vereinigung von Künstlern und Idealisten, an deren Spitze die Gebrüder Hart stehen, darum — so kündigten sie im vorigen Jahre ihre Absicht an — ihre Freunde zu einer engeren wirtschaftlichen Organisation zusammenzufassen, zu Verbindungen, die in möglichst vielseitiger und umfangreicher Weise Produktion und Konsum auf gemeinschaftlicher Grundlage ermöglichen. Mit nicht mehr und nicht weniger als einem kommunistischen Experiment hat man es also zu thun. Das zu diesem Zweck auf vorläufig drei Jahre gepachtete Grundstück kostete mit dem Hause zusammen eine jährliche Miete von 5000 M. und umfaßt im ganzen 35 Morgen. Davon ist der größte Teil Wald, ein kleinerer Teil Obst- und Gemüsegarten und der sehr erhebliche Rest unverfälschter märkischer Sand, dessen unerfreulicher Anblick dem Auge aber ehestens durch Bepflanzung mit genügenden Lupinen entzogen werden soll. Im übrigen aber ist die Lage der Anstaltung eine äußerst einladende; von dem flachen Dache aus genießt man ein prächtiges Panorama: zu Füßen der gewundene Schlachtensee mit seiner Waldeinrahmung, während im Osten der Blick bis Lichterfelde und Steglitz, im Westen bis zu den Höhen von Potsdam reicht.

Das Haus beherbergt in seinen ca. 30 Räumen 20 Erwachsene beiderlei Geschlechts — teils ledig, teils verheiratet —, wozu dann noch eine muntere Schar von Kindern kommt, deren jüngste manchmal recht vernehmlich in die Darbietungen der Festgeber hineinleuchten. Diese ganze Gemeinschaft nun bildet eine einzige große Familie, die aus gemeinsamen Mitteln einen gemeinsamen Haushalt bestreitet. Dazu hat man pro Tag für Beköstigung, exklusive Getränke, 1 M. beizutragen, wozu dann noch etwa 20—30 M. monatlich für ein Zimmer zu rechnen sind. Das reicht aber nicht zur Deckung der Unkosten, vielmehr kommen dazu freiwillige Beiträge für den gemeinsamen Zweck, deren Höhe sich nach Maßgabe der Kräfte und der Opferwilligkeit der Mitglieder bestimmt und zum Teil von großer Hingabe und Begeisterung Zeugnis ablegt. Wie die sämtlichen Maßzeiten gemeinsam eingenommen werden, so bezweckt die „Neue Gemeinschaft“ überhaupt brüderliches Zusammenleben und Zusammenwirken auf allen Gebieten, vor allem natürlich auf denen der Kunst und Wissenschaft: Als eine Genossenschaft von Geistesmenschen sucht sie in jeder Hinsicht frei zu werden und frei zu machen von der Besitz- und Geschäftsgier und im Gegensatz zu der Geschäftskunst, Geschäftswissenschaft und Geschäftsreligion, die heute wie von jeder die

Menschenwelt in ihrem innersten Wesen zerlegen, verderben, unentgeltlich zu schaffen und zu spenden.“

Die Organisation der Produktion ist bis jetzt kaum über die ersten Anfänge hinaus gediehen. Die Gartenarbeiten werden mehr nur zur Erholung von geistiger Tätigkeit, nicht zu wirtschaftlichen Zwecken, betrieben: wie denn die Mitglieder der Gemeinschaft überhaupt nicht die Absicht haben, Bauern zu werden oder zu einem Rousseauschen Naturzustande zurückzukehren: bloß in steter Vereinigung mit der freien Natur wollen sie leben; es ist denn auch ein Waldtheater geplant. Von gewerblichen Erzeugnissen, die aus der Mitte der Vereinigung hervorgegangen sind, haben wir nur eine Ansichtskarte bemerkt, die, nebenbei gesagt, ziemlich mäßig ausgefallen ist.

Es wäre kaum nötig gewesen, daß die Redner der „Neuen Gemeinschaft“ ausdrücklich erklärten, dem Socialismus fernzustehen mit ihrem Experiment, keinen Beweis für die Durchführbarkeit des Socialismus liefern zu wollen, den sie gar nicht für wünschenswert halten. Mit ihrer Verwerfung jeglicher politischen Bethätigung, jeglicher Autorität, jeglichen Zwanges stehen sie noch am nächsten den Anarchisten, deren „Armer Teufel“ übrigens in zahlreichen Exemplaren auslag; den feinen Leuten aus Berlin W. mag bei dem Anblick merkwürdig zu Mute geworden sein.

Wie lange das kommunistische Idyll in Schlachtensee währen mag? Allah weiß es. Wahrscheinlich nicht viel länger, als, wenn es erlaubt ist, Kleines mit Großem zu vergleichen, der ähnliche Versuch der Saint-Simonisten auf Cusantins Landgut Montilmontant bei Paris (1830). Jedenfalls aber verlohnt es sich, von dem kommunistischen Idyll der „Neuen Gemeinschaft“ Notiz zu nehmen, als von einer interessanten Zeiterscheinung. —

Musik.

Mit einer echt großindustriellen Reklame, energisch gefördert von den hiesigen Mächten und von dem Respekt des Publikums vor allem Wohlgestemelten, nahmen am Sonntag bei Kroll die italienischen „Verdi-Festspiele“ ihren Anfang. Sie bilden mit den schauspielerischen „Meisterstücken“ zusammen eine pompöse Unternehmung des erfolgslundigen Prager Theaterdirektors Angelo Reumann. Der französischen Operngesellschaft, die hier vor kurzem traurig endete, hatte von vornherein kein so günstiges Los geblickt; und doch hätte sie trotz ihrer Minderwertigkeiten, Ueberstärkungen und Ungeschicklichkeiten mehr Entgegenkommen verdient. Sie hatte es eben nicht so geschäftsmäßig auf Effekt angelegt. Lassen wir uns aber durch diesen nicht über den Wert von Meister-, Muster- und sonst derartigen Spielen täuschen! Ein Vorwärtsarbeiten in der Kunst geschieht durch sie nicht, nicht einmal eine getreue Wiedergabe des gegenwärtigen Standes der Kunst. Die Hauptsache liegt dabei in der Gelegenheit, eine größere Zahl hervorragender Kräfte beisammen zu sehen. Thatsächlich war denn dies auch das Bild des ersten der Verdi-Festspiele. Aufgeführt wurde „Der Maskenball“, jene 1859 zu Rom die Popularität Verdis neuerdings steigende, an dramatischen Zügen reiche Verschönerungsoper. Auf das, was die Kunst als solche dem Menschen zu bieten hat, durfte in jener Vorstellung nun einmal gar nicht gerechnet werden. Schon das Publikum war nicht dazu angehan. Von dem durchgehends italienischen Text war wahrscheinlich nicht allzuviel verstanden, klatschte und johlte es nach allen Effektpunkten in die Scene nur so hinein, und die Sänger, die sich ohnehin weniger für das Kunstwerk als für das Publikum bemühten, kamen ihm denn auch, mitten aus dem Zusammenhang heraus, geschmeichelt entgegen. Rein artistisch-technisch genommen war der Abend interessant genug. Vor allem überraschte der Dirigent Arturo Vigna. Deutlich, scharf, ein wenig grell arbeitet er die Konfiguren und die Instrumentalfarben heraus; er versteht es famos, auch durch Pauken zu gliedern und die Leute auf der Bühne zu einer gleichen Gliederung anzuhalten. Allerdings kommt ihm unser prächtiges Orchester bestens entgegen. Ueber die Sänger ist gleiches oder noch günstigeres zu sagen als neulich über die von Mascagni vorgeführten Kräfte. Wundervolle Stimmfülle, vorzügliche Schule, besonders in geschmeidiger Tonverbindung, in Akkordtechnik usw.; zum Teil eine Richtung ins Grelle, selbst derbe, mit einem merklichen Gegensatz gegen den intimeren, milderen Glanz, den einige unserer deutschen Sänger haben. Der wirklich „phänomenale“ Bass Vittorio Arimondi (Nolle des Tom) ist uns bereits gut bekannt. Ein Seitenstück zu ihm bildet der volle echte Alt von Aurelia Arimondi (Ulrica). Die richtige „hochdramatische“, von etwas herbem Colorit, ist die mit besonders lautender Reklame vorgeführte Maria de Macchi (Aurelia) ein mehr in einzelnen Tönen als in der Gesamtleistung glänzender lyrischer Sopran ist Luisa Tetrazzini (Page Oslar). Neben dem ebenfalls renommeeereichen Bariton Mario Sammarco (Renato) möchten wir den andern Bariton Guilelmo Frank (Silvano) nicht zurückgesetzt sehen. Der Glanztenor, aber doch mehr schmelternd als strahlend, ist Emilio de Marchi (Ricardo). In kleineren Rollen kamen zu geringerer Geltung der Bariton Alessandro Silvestri (Samuel) und der Bass Mario Alma (ein Richter). Obwohl anscheinend die Einstudierung überhört geschah, gelangen die von Verdi so geschickt komponierten Terzette, Quartette, Quintette gut, namentlich mit durchsichtiger Deutlichkeit; freilich mußte einige Zeitlang der Souffleur sichtbar mitdringieren. Auch der (nur?) aus Italien mitgebrachte Chor frappte sowohl durch schöne Stimmen wie auch durch feinstimmige Gestaltung. Regie und Maschinerie waren von heimischer Hand.

Am meisten spürte man die heimische Hand in der enormen Feuerleit und präntösen Ausgabe der Wilette. Ein Unternehmen für die Brillanten-Aristokratie! Unverzeihlich war die Sklaverei, in der das forienlaufende Publikum gehalten wurde. Man mußte sich ruhig gefallen lassen, lange vor jedem Aufführungstag ein- oder mehrmal zur Kasse zu pilgern und sich „anzustellen“. Sind wir wirklich die einzigen, die dieses Vorgehen beim richtigen Namen nennen und es als eine hochmütige Ausbeutung bezeichnen? sz.

Kunst.

ek. Die Große Berliner Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof hat nun auch ihre Thore geöffnet. Man konnte nicht sagen, daß der erste Nachmittag mit zwei Mark Eintrittsgeld zu billig bezahlt und tont Berlin erschienen war. Als „Ereignis“ scheint man also die „Große“ nicht zu bewerten, obwohl in 49 Räumen viel „Schau“ geboten wird, während draußen in den nach dem preussischen Exerzierreglement zugeschnittenen Anlagen zwei Militärkapellen in Uniform Porademarische schmettern und zahllose befrachtete „Ganymeds“ auf durstige Gäste warten. Man kann sich daher auf einen doppelten „Reinfall“ gefaßt machen. Es involviert eine respectable physische Leistung, drei Stunden auf den Weinen zu sein, um sämtliche Räume durchzuhaften. Von „Genuß“ ist da schlechterdings keine Rede. Und „Kunstgenüssen“ erlebt man auch keine. Denn was da ist, bewegt sich in maltechnischer und stofflicher Hinsicht — wenige schlichtere Versuche abgerechnet — im altgewohnten Geleise. Die ganze Herrlichkeit von 1400 Gemälden in Oel, Pastell- und Wasserfarben, von gegen 200 Stichen, Zeichnungen, Radierungen, 265 Plastiken, sowie etwa 160 architektonischen Entwürfen und kunstgewerblichen Arbeiten schrumpft auf höchstens zwei Duzend Nummern zusammen, die als vollendet und aus der Masse hervorstechend bezeichnet werden können. Im deutschen Porträt stößt man auf eine erkleckliche Anzahl von deforirten und ununiformierten „Durchlauchten“, „Excellenzen“, „Geheimen“ und „Kommerzienräten“, sowie deforirten Damen des Geburts- und Gelbadeis: viel Ordenssterne, Perlen, Brillanten, viel „patriotische“ Gesinnungstüchtigkeit und viel Zeit! Das Bessere liegt offensichtlich außerhalb dieser Kreise, wo der Maler nicht mehr genötigt ist, sein Können und seine Persönlichkeit hinter die „Gesinnungstüchtigkeit“ zu stellen. Letztere spielt natürlich in der Historienmalerei eine bevorzugte Rolle. Die Maler Köhling, Knötel, Kolib, Kampf zc. überbieten sich in blutigen Paradebildern, auf denen selbstredend Herrscher, Prinzen zc. stets Helden sind, auch wenn sie nie Pulver gerochen haben. Schade um die Verschwendung von so viel Zeit und Talent! Die Genremalerei bewegt sich zumeist in gartenläublichen Bahnen. Hier wie in der Landschaftsmalerei macht sich der „Kitsch“ und der ödste Diletantismus breit. Werden die bürgerlichen Bilderblättlein bloß eine Freude haben! Münchener, Düsseldorf und die übrigen deutschen Genremaler und Landschaftler sind sich gleich geblieben, wie auch die Ausländer, denen man im Landes-Ausstellungsgebäude begegnet.

Unter den Fremden hat der Spanier Venllure („Das Thal von Josophat am Tage des jüngsten Gerichts“) wohl das größte Bild geliefert. Aber bedeutend ist es nicht — ganz im Gegentheil! Bilder aus der Sphäre des werththätigen Volkes sind mehrere vorhanden, obwohl „Arbeiterbilder“ bei unsern Kommerzienräten, Staatsmännern, Händlern zc. schwer einen Liebhaber zu finden pflegen. Ich nenne: C. Andersen („Waschplatz“), Robert Walde („Wasserträger“), Burnand („der Schärer“), Alois Eckard („Schmied am Feuer“), Joh. Fink („Jünger Arbeiter“), Ernst Fischer-Cörlin („Die Schmiede“), R. Frank („Fischer“), G. A. Hesse („Näherin“), M. Pietschmann („Der Pflüger“) zc. Manche liebevolle Beobachtung der Arbeit; aber leider doch noch mehr Dorfstellung nach eigens gestelltem Modell. Unter den vielen Werken der Plastik ist auch nur wenig von Wert. Das Mademische überwiegt. Im Porträtfach zeigen sich Anätze des Neuen. Die graphischen Künste bringen manches Erfreuliche. Im Kunstgewerbe sind augenscheinlich die „Modernen“ schlecht weggenommen. Die zur Schau gebrachten „Zimmerräume“ gehen über den „ästhetischen“ Geschmack des lieben Spiebertums nicht hoch hinaus. —

Meteorologisches.

— Wetterprognosen und Landwirtschaft. Die „Königliche Zeitung“ schreibt: Seit einiger Zeit wird von verschiedenen Seiten die Bedeutung der heutigen Wetterprognosen für den landwirtschaftlichen Betrieb in einer Weise herangestrichen, die der Wirklichkeit nicht entspricht. Aus langjähriger Erfahrung ist uns bekannt, daß die Wetterprognosen und Witterungsübersichten von vielen Lesern mit ähnlichem Interesse verfolgt werden, wie die Nachrichten über Vorgänge auf wissenschaftlichem oder technischem Gebiete; aber die Behauptung, ein praktischer Betrieb, der von der Witterung abhängt, wie dies bei der Landwirtschaft zum Teil der Fall ist, könne sich unmittelbar nach Witterungsprognosen richten, geht entschieden zu weit. Die meteorologische Wissenschaft ist durchaus nicht im Stande, das kommende Wetter so sicher und vor allem so in allen Einzelheiten vorzusagen, daß ein größerer praktischer Betrieb (Landwirtschaft, Eisenbahn usw.) sich danach einrichten könnte. Noch weniger ist es möglich, eine genaue Bestimmung des Wetters für mehrere Tage im Voraus zu geben; der

Schluß von heute auf übermorgen bleibt daher stets nur eine leere Mutmaßung. Gerade diejenigen Witterungsumstände, welche die öffentlichen Betriebe am meisten schädigen, pflegen rasch und unversehens hereinzubrechen und können im allgemeinen nicht oder nicht rechtzeitig vorausgesehen werden. Dies gilt, wie sich zahlenmäßig nachweisen läßt, gleichmäßig für Witterungsbrüche wie für Sturmwetter. Der heftige Wirbelsturm, der vor einigen Jahren die Umgebung von Köln heimsuchte, konnte von niemand vorausgesehen werden und die fündstürartigen Gewitterregen, die am 14. April Berlin verheerten, sind von der dortigen meteorologischen Centralstelle ebensowenig vorhergesehen oder angekündigt worden. Auch die Regenzeit vom 12. bis 16. September v. J. war nicht vorauszu sehen, und so ließen sich zahlreiche Beispiele ähnlicher Art anführen. Endlich ist es unmöglich, die Wirkungsdauer oder den Intensitätsgrad irgend eines meteorologischen Faktors, etwa der Temperatur, der Niederschläge, der Windstärke, einigermaßen zeitlich genau voraus zu erkennen, was doch unbedingt erforderlich wäre, wenn ein großer Betrieb darauf Rücksicht nehmen soll. Fügt man nun noch hinzu, daß auch die allgemein und mehr oder weniger unbestimmt gehaltenen Prognosen oft genug irrig sind, weil die Wetterlage aus Ursachen, die wir gar nicht kennen, sich rasch geändert hat, so begreift man, daß zur Zeit von einem großen praktischen Nutzen der Meteorologie für die Landwirtschaft im Ernste durchaus keine Rede sein kann. Diejenigen, welche entgegengesetzte Versicherungen machen, schädigen lediglich das Ansehen der Wissenschaft, indem sie Leistungen in Aussicht stellen, die in absehbarer Zeit gar nicht zu erfüllen sind. —

Humoristisches.

— Triumph. „Ja, wir sind in unserer Verwandtschaft alle so moderne Menschen, daß sich ein paar immer zwecks Beobachtung ihres Geisteszustandes in einer Revencheanstalt befinden.“ —

— Bequeme U m a r b e i t u n g. Theaterdirektor: „Ich kann Ihr Schauspiel unmöglich geben, es fällt ja kaum den halben Abend, und auf das Anstücken überflüssiger Akte will ich mich absolut nicht einlassen.“

Autor: „Mir kommt eine prächtige Idee. Ich werde die Dauer des Schauspiels bedeutend verlängern, ohne den ganzen Aufbau anzutasten.“

Theaterdirektor: „Und wie das?“

Autor: „Ich lasse den Haupthelden, der so viel zu sprechen hat, einfach stottern.“ —

— U m s c h r i e b e n. Fremder (in einer Dorfschenke statt Kaffee Cichorienwasser bekommend): „Woher wissen Sie denn, daß mir der Doktor den Kaffee verboten hat?“ —
(„Regendorfer Blätter“.)

Notizen.

— Die Litterarische Gesellschaft „Frührot“ veranstaltet am Mittwoch (8¼ Uhr abends) im Hotel Saxonica, Königgräferstr. 10, einen litterarischen Abend. Zum Vortrag gelangt durch Fräulein Maria Holzgers eine Auswahl mundartlicher Dichtungen. —

— „Kaltwasser“, ein neues Lustspiel von Ludwig Fulda wird zum Beginn der nächsten Saison im Lessing-Theater seine Erstaufführung erleben. —

— Sonnabend bringt das Lessing-Theater noch eine Novität: „So leben wir“, eine Komödie von L. Leipziger. —

— „Ledige Leute“, ein dreiaktiges Sittenbild von Felix Dörmann, wird am 16. Juni erstmalig im Neuen Theater in Scene gehen. Die Aufführung des Stüdes war zwei Jahre lang von der Censur verboten. —

— „Der Papa“, „Er, Sie und Jener“ und „Madame Cypri“, drei parodistische Ehebruchstücke von Arthur Berghofer werden im „Lustigen Theater“ zu Anfang der kommenden Spielzeit in Scene gehen. —

— Karl Bleibtreus Schauspiel „Jorudorf“ wird am 7. Mai durch das Bismarcksche Ensemble im Kieler Schiller-Theater erstmalig aufgeführt. —

— „Der liebe Frieden“, Satire von Korfiz Holm, wurde bei der Erstaufführung im Münchener Schauspielhause abgelehnt. —

— Die Generalversammlung Pariser Theaterdirektoren beschloß, die Generalproben, die bisher bekanntlich vor einem geladenen Publikum und speciell vor der Kritik stattfanden, abzuschaffen. —

— „Die stillen Stuben“, ein neues Schauspiel von Sven Langer, erzielte bei der Erstaufführung am Dagmar-Theater in Kopenhagen einen bedeutenden Erfolg. —

— Die Dresdener Hofoper wird im Herbst auch „Odysseus' Tod“ von August Bungert zur ersten Aufführung bringen; die demselben Chklus angehörigen Opern „Kiste“, „Kausilaa“ und „Odysseus' Heimkehr“ sind bereits zur Aufführung gekommen. —